Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

31 (3.8.1855) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt des Schwarzwälder Boten.

№ 31. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 3. August 1855.

Die Salmandinger Kapelle.
(Fortsezung.)

Es war am 6. September des Jahres 1164, da zog ein mächtiger Kriegshaufe das Neckarthal von Kirchentellinsfurth herauf und lagerte sich auf der weiten Ebene vor der Pfalz Tübingen. Dort ist das Thal so breit, daß auch eine große Armee Plaz hätte. In der That waren die hier versammelten Streitkräfte so stark, daß in damaligen Zeiten selten ein stärkeres Heer ins Feld gestellt wurde. Herzog Welf VII. hatte alle seine Vasallen und Verbündete aufgeboten, um den Pfalzgrafen um so gewisser zu demüthigen. Mit ihm waren der Herzog Berthold von Zähringen, die Markgrafen von Baden und von Vohburg, die Grafen von Calw, Vöhringen, Pfullendorf, Berg, Ramsperg, Habsburg, Kirchberg, die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms und viele andere Edle und Ritter. Der ganze Kriegshaufen mochte wohl 12,000 Köpfe stark seyn. Auch die Gräfin von Salmandingen hatte ihre Mannen gestellt, und so sehr war sie von Rachegefühl und ritterlichem Geiste beseelt, daß sie selbst mit ins Lager fließ, von dem Herzoge und seinen Anhängern mit großen Ehren aufgenommen. Daß Damen von edlem Geblüte mit ihren Gatten ins Feld rückten, war damals nichts Seltenes, so wenig als ein Bischof in Wehr und Waffen.

Auf dem großen freien Raum zwischen Tübingen und dem Dorfe Derendingen ward das Lager geschlagen, und die ganze Nacht hindurch brannten Feuer, wie es schien, mehr um die Feinde zu verhöhnen, als zur Vorsicht. Denn im Lager des Welf zweifelte Niemand an einem nahen Siege, und die Ritter banquetirten die ganze Nacht hindurch, sich auf fröhliche und glanzvolle Waffenthaten zutrinkend.

Der Pfalzgraf Hugo war dagegen auch nicht müßig gewesen. Zwar konnte er selbst nur eine kleine Mannschaft zusammenbringen, allein er hatte mächtige Freunde. Sogar der Herzog Friederich von Schwaben, oder wie er sich gewöhnlich nannte, von Rothenburg, war zu ihm gestoßen und hatte an die 1600 Reiter mitgebracht. Nächst ihm waren die mächtigsten seiner Verbündeten die Grafen von Zollern und von Rothenberg oder auch Württemberg, wie sich die Freiherrn nach ihrer Erhebung in den Grafenstand gewöhnlich nannten. Allein alle diese zusammen hatten doch nicht mehr als 6000 Mann aufstellen können, so daß die Freude des Siegs im jenseitigen Lager keine unwahrscheinliche schien. Doch konnte der Pfalzgraf, wenn er sich in keine Feldschlacht einließ, auf seinem festen Schlosse einer Belagerung lange Troz bieten.

Da, wo das jezige Schloß Hohentübingen steht, stand schon damals eine mächtige Burg, die Pfalz genannt. Dieselbe war eines der festesten Schlösser im Schwabenlande und trozte mancher Belagerung. Hohe, breite Ringmauern umgaben es, und auf allen vier Seiten war der Abhang so steil, daß kein Feind denselben zu erklettern wagen konnte. Nur gegen die Stadt hin, welche am Abhange des Kegels erbaut war, zeigte sich dieser etwas weniger abhängig; allein hier schüzte ein doppeltes Thor und ein tiefer Graben, breit genug, um viele hundert Mann in seiner Tiefe zu begraben.

Die Nacht hindurch war Ruhe und auch am andern Tag, als an einem Sonntage, schien der Friede noch nicht gestört werden zu wollen. Die Genossen des Herzogs Welf waren unter sich selbst uneins, indem ein Theil durchaus auf die Entscheidung einer Schlacht drang, während der andere vorher das Mittel der Unterhandlung nicht unversucht lassen wollte. Die Lezteren drangen durch, und viele Edle und Grafen, den Bischof von Worms an der Spize, ritten mit einem weißen Friedensfähnlein ins Lager des Pfalzgrafen hinüber, um diesen zum Frieden und zu hinreichender Genugthuung gegen den Herzog Welf zu vermögen.

Allein der Friede sollte nicht zu Stande kommen. Einige Knechte des Herzogs Welf wurden des langen Harrens ungeduldig. Heimlich oder offen — das erzählt die Geschichte nicht — verließen sie das Lager bei Derendingen und begannen mit denen von Tübingen über den Neckar hinüber Schimpfreden zu wechseln.

„Kommt herüber, wenn ihr keine feige Bursche seid," riefen die Welfischen auf dem rechten Neckarufer.

Die Tübinger aber mochten sich nicht schelten lassen, und so begann der Kampf. Im Anfang beschränkte er sich nur auf Einzelne, aber bald kamen den Welfischen einige Kameraden zu Hülfe, und auch die Tübinger blieben nicht ohne Succurs. So ward der Streit immer hiziger und allgemeiner, und die Tübinger waren im Begriff, über die Brücke zurückgeworfen zu werden.

Weder im Lager der Welfischen noch auf der Pfalz Tübingen ahnte man Etwas von dem begonnenen Kampfe. Die Grafen und Ritter, die nicht bei den Friedensunterhandlungen zugegen waren, vergnügten sich beim Morgentrunke oder bei stumpfem Waffenspiel. Auch auf der Burg Hohentübingen sehen wir zwei Jünglinge sich also die Zeit vertreiben. Der Eine mochte kaum zwanzig Jahre zählen und schien etwas schwächlicher Natur zu seyn. Sein schwarzes Auge blickte fast schwärmerisch, und sein ganzes Wesen schien eher zur Schwermuth als zur Fröhlichkeit gestimmt. Auf seiner Oberlippe war erst ein kleiner Flaumanflug zu bemerken, und nur die Gewandtheit, mit der er die Waffen führte, zeigte, daß Kraft in ihm wohne. Der Andere mochte wohl sechs oder acht Jahre mehr zählen und war in Allem das Widerspiel des Erstern. Sein blondes Haar fiel in reichen Locken über seinen Nacken; auf den vollen Wangen blühte Gesundheit; ein starker Schnurrbart verdeckte in Etwas den fröhlichen Zug um den Mund, um so freundlicher aber lachten die hellen, blauen Augen. Der Körper war robust, und indem er die Hiebe seines Gegners parirte, schien er mehr nur sein Spiel zu treiben, als ernsthaft sich zu wehren. Es waren die Grafen Hugo von Tübingen, der Sohn des Pfalzgrafen, und Emich von Württemberg, der Streitgenosse desselben.

„Gut geschlagen, mein junger Freund," sagte der Graf von Württemberg, indem er einen sicher geführten Hieb des Grafen Hugo abwehrte, ohne jedoch die Blöße, die jener dabei gab, zu benüzen. „Wenn du so fortmachst, so werde ich dir bald nicht mehr gewachsen seyn."

„Spotte nicht, Emich," versezte der Andere, „du bist ja der beste Kämpfe im Schwabenlande und könntest es selbst mit Kaiser Friederich aufnehmen."

Indem näherte sich der Graf von Württemberg dem Fenster — das Kampfspiel hatten sie bereits aufgegeben — und ward von dem Schauspiel, das sich ihm darbot, nicht wenig überrascht.

„Bei St. Pölten!" rief er, „da sind sie ja schon hinter

einander, und wie es scheint, die Unsrigen hart bedrängt. Vorwärts, Hugo! zu Rosse! Fichst du im ernsthaften Spiele nur halb so gut, als soeben gegen mich, so hast du die Rittersporen wohl verdient."

In einem Augenblicke war die Besazung im Schlosse in Allarm gebracht. Es wurde zum Angriff geblasen, und in wenigen Minuten rückte Graf Emich mit seinem jungen Freunde und einer beträchtlichen Anzahl Reiter dem Feinde entgegen.

Von beiden Seiten wurde tapfer gestritten. Viermal stürmten die Welfen die Verschanzungen am Neckar, aber viermal wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Immer von Neuem trieb sie der Herzog Welf an, aber auch Pfalzgraf Hugo und seine Genossen wußten die Ihrigen anzufeuern. Schon begannen die Welfischen zu ermatten, und den Zeitpunkt benüzend, schrie der Graf von Württemberg: „was zaudern wir länger und lassen uns anfallen, wie Vögel im Käfigt? Hinüber über den Neckar! Wir wollen sie in ihrem Lager selbst aufsuchen!"

Alsbald sprengte er sein Roß über das steile Ufer ins Wasser hinab und sezte glücklich hinüber. Ihm folgte die ganze Streitmacht der Tübinger.

Nunmehr war die Schlacht bald entschieden. Auf den Welfischen lag der Fluch der Angst und Betäubung; die Tübinger aber feuerte die Gewißheit des Sieges an. Bereits flohen von welfischer Seite einige Haufen und rissen andere Schaaren mit sich; die Unordnung ward immer größer. Schon war der Welfen kaum nothdürftig befestigtes Lager von einer Seite erstürmt. Nur auf zwei Punkten noch wurde der Kampf hartnäckig fortgeführt. Der eine war offenbar der, wo der Herzog Welf selbst stritt. Die vornehmsten und tapfersten seiner Ritter hatten sich um ihn gesammelt. Hieher lenkte Pfalzgraf Hugo die Seinigen, denn er wollte den Welf fangen. Die Edelsten stritten hier gegen die Edelsten, und der junge Hugo zeigte sich der Worte des Grafen von Württemberg und des Kampfes am Morgen nicht unwerth. Der Welf stritt tapfer, allein der Haufe der Welfischen schmolz immer mehr zusammen und der des Pfalzgrafen wuchs immer mehr, denn viele der Seinigen kehrten bereits von der Verfolgung der Welfischen zurück. Da sah der Herzog Welf, daß der Tag für ihn verloren sei und wandte sich zur Flucht. Wohl waren die Verfolger hart hinter ihm her, wohl sank noch Mancher seiner Kampfgenossen von dem Schwerte der Tübinger; aber es gelang ihm mit zweien oder dreien seiner Ritter, auf sein festes Schloß Achalm ob Reuttlingen zu entkommen.

Ganz anders endete der Streit auf dem andern Punkte, von dem wir sprachen. Es war dieß inmitten des feindlichen Lagers. Hier hatte ein starker Haufe von Kriegsknechten einen dichten Kreis geschlossen. Sie vertheidigten zwei Damen, die im Kreise eingeschlossen waren. Besonders zeichnete sich Einer unter ihnen durch seinen Muth und seine Tapferkeit aus, denn so oft auch die Feinde gegen ihn anstürmten, so oft auch seine Genossen zur Flucht geneigt waren, immer wußte er das Treffen wieder herzustellen.

Jezt kam der Graf von Württemberg mit seinen Reisigen angesprengt. Er hatte soeben einen der lezten Haufen der Welfischen in die Flucht gejagt.

„Ergebt Euch," rief der Graf, „die Schlacht ist für Euch verloren!"

Doch die von feindlicher Seite schlossen den Kreis nur um so dichter.

Jezt bemerkte der Graf die Damen in der Mitte des Kreises, und obwohl er sie nicht kannte und auch nicht erkennen konnte, da sie dicht verhüllt waren, so beschloß er doch, ihren Vertheidigern noch einmal zur friedlichen Ergebung zuzusprechen.

„Halt!" rief er, „wir streiten nicht wider Frauen. Laßt Eure Waffen fallen und es soll Euch kein Leid geschehen."

Allein die Feinde trauten entweder nicht, oder waren sie zu hartnäckig, oder erhielten sie auch möglicher Weise von den Frauen selbst eine andere Weisung, kurz, sie sezten den Streit fort.

„Glaubt Ihr, wir wüßten nicht, wie wir Frauen zu vertheidigen haben?" rief derjenige unter ihnen, welchen wir vorhin als den Tapfersten bezeichnet haben, und führte einen scharfen Hieb gegen den Grafen von Württemberg.

„Ei, Bursche," meinte dieser, den Hieb mit dem Schilde auffangend, „du scheinst mir besondere Ehre erweisen zu wollen. Nun, die Ehre soll dir zurückerstattet werden!"

Jezt war auch hier der Kampf sogleich entschieden; denn kaum hatten die Beiden einige Hiebe gewechselt, so traf ein Schlag des Grafen den Andern so heftig, daß er betäubt zu Boden stürzte. Die Uebrigen ergriffen die Flucht, ohne daß jedoch die Frauen Miene machten, ihnen zu folgen. Ja, Eine sogar näherte sich wie mitleidig dem soeben gefallenen Kriegsknechte, um zu sehen, ob er dem Tode schon verfallen sei. Dieser schlug die Augen auf, als das Mädchen ihr Gesicht über ihn gebeugt hatte.

„Er lebt!" rief das Mädchen freudig, und sei es nun die Freudenäusserung der Dame, die eine also magische Kraft hatte, oder war der Schlag nicht so bedeutend gewesen, der Kriegsknecht erhob sich plözlich wieder und stand wie frisch und gesund vor dem Grafen.

„Du scheinst einen ziemlichen Puff ertragen zu können," sagte dieser lächelnd, „doch es freut mich, wenn's dir nichts gethan hat, denn ich glaube, du bist ein wackerer Bursche, um den es schade wäre, wenn er keine Schläge mehr austheilen dürfte. Aber was sollen denn die Frauen hier? Seit wann trifft man solche in Kriegslagern?"

„Es sind meine Schwestern, Herr Ritter!" erwiederte der Knecht hastig. „Sie haben mich besucht, denn wir dachten nicht, daß die Schlacht so bald vor sich gehen würde. Ihr erlaubt vielleicht, daß sie bei ihrer Muhme in Tübingen einkehren dürfen, bis Ihr beschließt, was aus ihnen werden soll. Mit mir selbst mögt Ihr anfangen, was Ihr wollt, denn ich bin Euer Gefangener."

„Deine Schwestern?" sagte der Graf, den Kopf schüttelnd. „Allein," fuhr er nach kurzem Besinnen fort, „du gefällst mir mit deiner Dreistigkeit. Es sei so, du magst die Weiber oder Mädchen, was sie seyn mögen, selbst zu deiner Muhme führen und bis auf Weiteres ebenfalls dort bleiben. Doch wage einen Versuch zur Flucht und du wirst sehen, was daraus entsteht. Ihr da," rief er einigen seiner Knechte zu, „begleitet sie, aber thut ihnen nichts zu Leide."

Mit diesen Worten sprengte er, seine Reiter hinter ihm drein, davon, und bald war er mit den andern Truppen des Pfalzgrafen wieder vereinigt.

Die Frauen aber und der Kriegsknecht, von des Grafen Reisigen begleitet, kamen ohne Hindernisse in Tübingen an.

(Fortsezung folgt.)

Vom Leben der Pflanzen, der Thiere und der Menschen.
(Fortsezung.)

42. Der Zusammenhang der drei Nervensysteme.

Das Eigenthümliche des Thierlebens besteht, wie wir bereits im Einzelnen hervorgehoben haben, im Gehirn- und Nervenleben. Dieses Gehirn- und Nervenleben zerfällt aber in drei gesonderte Eigenthümlichkeiten, so daß man wissenschaftlich von drei verschiedenen Arten von Nerven spricht.

Diese erste Nervengattung bildet das System der Ganglien, das vegetative Nervensystem, oder deutlicher ausgedrückt, eine Nervenpartie, die das innerliche Pflanzenleben der Thiere regulirt und erhält selbst gegen den Willen und ohne das Bewußtseyn des Thieres. Die Verdauung, der Blutlauf, die Ernährung und die Absonderung sind ganz auf diesem System begründet. Es sind dies die innern Thätigkeiten der Maschinerie des Leibes, von denen ähnliche Vorgänge auch in den Pflanzen vorkommen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die zwei andern NervenGattungen bestehen aber in dem Verkehr mit der Außenwelt, und zwar leitet die eine Gattung der Nerven, die SinnesNerven, durch welche wir durch besondere Organe sehen, hören, schmecken, riechen und am ganzen Körper fühlen, die Eindrücke der Außenwelt zu unserm Gehirn, während die andere Gattung von Nerven, durch welche wir die Glieder unseres Leibes in Bewegung sezen können, vom Gehirn Befehle hierzu nach jedem Muskel leiten.

Der innere Zusammenhang dieser drei NervenSysteme ergiebt sich im Ganzen schon von selber, das heißt, es ist jedes dieser Nervensysteme unumgänglich an das andere gekettet.

Ein Wesen, das so geschaffen ist, daß die Nahrung ihm nicht von selber zufließt, und das dennoch nur leben kann, wenn es Nahrung zu sich nimmt, das muß selber die Nahrung aufzusuchen im Stande seyn. Ein Thier ist ein solches Wesen. Besizt es nun ein solches Nervensystem, das die innere Ernährung regulirt, so muß die Natur es auch mit Organen versorgen, durch welche es im Stande ist, in der Außenwelt seine Nahrung aufzufinden, und es versteht sich von selber, daß es sich dorthin muß bewegen können, wo die Nahrung vorhanden ist. — Man wird hiernach leicht einsehen, daß das Nervensystem, welches das Pflanzenleben des Thieres leitet, auch ein System von SinnesNerven, wie von Bewegungsnerven voraussezt.

Man wird es daher begreiflich finden, wie ein junges Thier, das eben erst den Mutterleib verlassen hat, von der Natur angeleitet wird, richtig zu sehen, wo seine Nahrung, die Milch der Mutter, vorhanden ist, und daß es auch mit der Kenntniß von dem richtigen Gebrauch seiner Beine versorgt ist, um dort hinzugehen und die Milch einzusaugen. Man wird begreiflich finden, daß es so seyn muß, wenn auch die Wissenschaft eingesteht, daß sie auf tausend Räthsel stößt, wenn sie erklären soll, wie dies zugeht?

Wie kommt es, daß ein neugebornes Kalb es weiß, daß die Mutter wenige Schritte von ihm existirt? Es hat zwar Augen, mit welchen es die Mutter, was man so sagt, sieht; aber es steht wissenschaftlich fest, daß dies sogenannte Sehen nur darin besteht, daß auf dem Hintergrund des KalbsAuges ein kleines Bildchen der Mutter sich abbildet. Nimmt nun auch das Gehirn des Kalbes durch den SehNerven dieses Bildchen wahr, so begreift man doch immer noch nicht, woher das Kalb zu der Erkenntniß kommt, daß das, was es sieht, nicht in seinem Auge, sondern draußen in der Welt existirt. — Unbegreiflichkeiten dieser Art giebt es tausendfache, welche die Wissenschaft nicht wirklich zu erklären weiß; es läßt sich hierüber nur soviel sagen, daß dieselbe angeborene innere Direktion der Maschine im Thierleibe, die die Thätigkeit des Magens, des Darms, des Herzens u. s. w. regulirt ohne Willen und Bewußtseyn des Thieres, beim neugebornen Kalbe auch noch die Sinnes- und Bewegungs-Nerven in Thätigkeit versezt und regulirt und dirigirt, so daß wichtige zweckentsprechende Handlungen des Kalbes hieraus erfolgen. Dieses Eingreifen des GanglienSystems in die andern Nervensysteme ist vielleicht die richtigste Erklärung der Erscheinung des Instinkts, eine Erscheinung, deren Wunder noch nicht wissenschaftlicher zu erklären gelungen ist.

Ueber die Wirkungen und Thätigkeiten des vegetativen Nervensystems und dessen Einfluß auf die übrigen Nerven herrschen überhaupt noch in der Wissenschaft große Dunkelheiten. Es rührt dies daher, daß es den Naturforschern nicht leicht gemacht ist, mit diesen Nerven Versuche an lebenden Thieren anzustellen. Diese Nerven liegen hauptsächlich an den innersten Organen der Thiere, die man ohne Gefahr für das Leben der Thiere nicht leicht blos legen kann; außerdem sind die Nervenfäden dieses Systems so innig verzweigt mit Fäden der andern Nerven, daß es kaum möglich ist, auf reine Resultate bei den Versuchen zu kommen. Es sind deshalb die Versuche über die Thätigkeit und das Gebiet der zwei andern Nervengattungen viel ersprießlicher gewesen und diese Versuche haben ergeben, daß auch die Sinnes- und GefühlsNerven mit den Bewegungs-Nerven nicht nur in den Muskeln nachbarlich so gelagert sind, daß sie nicht mehr zu unterscheiden sind, sondern daß sie aufeinander einwirken, selbst wenn der eigentliche Vereinigungs-Punkt, das Gehirn, nicht mehr vorhanden ist. —

Aus all' dem Gesagten aber geht troz der vielen Räthsel, die in diesem Gebiete noch vorhanden sind, soviel hervor, daß das eigentliche Thierleben im Nerven- und GehirnLeben auftritt und es ist deshalb Zeit, daß wir uns einmal das Gehirn, dieses CentralBüreau des Lebens ansehen, ob wir vielleicht an demselben dem Geheimniß des Lebens näher nachspüren können. (Fortsezung folgt.)

Ein Concert in Tahiti.

Wohl selten — erzählt der Violinvirtuos Hauser — dürfte ein Concertgeber der Welt ein so wunderbares Publikum um sich versammelt haben, als jenes, welches mich am 6. Oktober in Tahiti umgab.

Das Lokal, jezt zum Concertsaal improvisirt, diente früher zum Götzentempel der Eingeborenen, später wurden hier auf Befehl der Königin die falschen Götter verbrannt, noch später verdammte hier ein französisches Kriegsgericht die aufrührerischen Indianer zum Tode und jezt steht auf derselben Stelle ein schwarz befrackter Virtuos als Herold der Zeit und sucht mit Geige und Bogen jenen urwüchsigen Naturkindern einige Begriffe jener modernen europäischen Kultur beizubringen, mit deren Bekanntschaft sie von einer gütigen Vorsehung bis jezt verschont wurden. Rechts, von tropischen Pflanzen umgeben, saßen der Gouverneur und seine Gemahlin, umgeben von vielen Offizieren in hell schimmernden Uniformen. Links ist der aus Strohmatten mit buntem Baumwollenzeuge behangene Plaz der barfußen Königin errichtet und den andern Theil des Saales füllten die eigenthümlichen Gestalten der Eingeborenen, deren Gehörsinne bis jezt noch gesund und unverdorben und noch für keinen andern Gesang als für den der Nachtigall schwärmten.

Ich trat hervor, verneigte mich vor dem barfußen Auditorium und eröffnete mein Concert. Freilich brauchte es einige Zeit, bis man diesem Publikum begreiflich machte, daß man im Concert eigentlich nur hören soll, was doch die Meisten nicht zu wissen schienen, denn sie schwazten so laut, daß ich einige Male unterbrochen wurde und wieder beginnen mußte.

Ich spielte die „OthelloPhantasie" von Ernst, aber ein schmetterndes Trompetengedröhne mit obligatem Paukenwirbel hätte diesen gelben Insulanern gewiß mehr Vergnügen gemacht, als mein armseliges Geigenspiel, denn außer einigen befreundeten europäischen Händen rührte sich kein Fingerchen. Das Stück ging ohne jedes Zeichen des Wohlgefallens seinem Ende entgegen, so ungelobt spielte ich noch vor keinem Publikum des Erdenrundes.

Die Königin, einen kleinen Jungen an der Hand führend, erschien jezt, begleitet von ihren Hofdamen, die barfuß wie ihre Herrin in phantastischer Toilette in den Saal trippelten und in neugieriger Bewunderung der Dinge warteten die da kommen sollten.

Die erste Musikcelebrität Otahaitis, Mr. Camieur, Chef der französischen Militairkapelle, ein breitschultriger Riese, erschien jezt und spielte ein Stück auf der Flöte. Man sagte, es wäre eine Cavatine aus „Ernani" gewesen, und man hätte vielleicht das Stück als Solche erkannt, wenn dem korpulenten Bläser, dem vor Anstrengung die Schweißtropfen auf der Stirne standen, nicht die meisten Töne versagt hätten, und malheuröser Weise gänzlich ausgeblieben wären. Dieser Künstler hatte außerdem noch die originelle Manier, beim Heraustreten der Frau Gouverneurin ehrerbietigst die Hand zu küssen, eine Huldigung, die, obwohl sie eine Zurücksezung für die barfuße Pomare und ihre gelben Hofdamen bildete, aber doch viel ver-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

zeihlicher als sein Flötenspiel war, denn Dieses wollte gar kein Ende nehmen, und troz meiner beredten Zeichen, endlich einmal aufzuhören, quinquilirte er immer weiter. Schon sah ich zu meinem Schrecken die gähnende Pomare sich von ihrem Size erheben, schon sah ich die urwüchsigen Kinder der Natur, deren Gehörsinn auf eine so harte Probe gestellt wurde, den Saal verlassen, alle lockenden Verheißungen, die barfuße Monarch'n, durch mein Spiel zu entzücken, alle Illusionen von Orden, Ruhm und Unsterblichkeit waren dahin. O, unglückseliges Flötenspiel, das ihm nie hätte einfallen sollen! Pomare verließ, ohne mich gehört zu haben, den Saal, vertrieben von dem heillosen Flötisten.

Nachdem sich mein empörtes Gemüth so gut als möglich beruhigt und der unselige Franzose zu blasen aufgehört, trat ich abermals hinaus vor's Publikum. Ich nahm alle meine Kraft zusammmen, spielte sentimentale Liebeslieder und Paganini'sche Hexenvariationen, aber vergebens; kein Zeichen des Wohlgefallens belohnte mich, die gelben Insulaner blieben starr und theilnahmlos wie vorher.

Da faßte ich in arger Noth, den unvermeidlichen Fiasko vor Augen, einen kühnen Entschluß. Hilf Du, Spiegelfechterei, dachte ich, und rieß ergrimmt vor den Augen des gaffenden Publikums die Saiten von der Geige und spielte auf der G-Saite allein den „Carneval." Das wirkte. Ein Murmeln der Ueberraschung durchflog die Menge und bald war ich von gelben Naturenthusiasten umringt, die bei jeder Passage, insbesondere aber bei den Flageolettönen, in ein Beifallsgejohle ausbrachen, wie es ein civilisirtes Publikum gar nicht hervorzuvringen vermag. Immer spielte ich nur den Carneval, immer improvisirte ich neue Variationen, und je toller und barocker Diese klangen, desto enthusiastischer jauchzten meine barfußen Bewunderer, die nicht eher den Saal verließen, bis mein Arm ermüdet sank und nicht mehr im Stande war, den Bogen zu führen.

Nach dem Concert war ganz Tahiti in enthusiastischer Aufregung. Alles erzählte sich von dem fremden Geiger, der über so viele Meere hergeschifft kam und auf dem Holz so gut wie ein Vogel zu pfeifen verstehe. Die schönsten Blumen und Früchte wurden mir in's Hotel geschickt, wenn ich spiele, sammelt sich eine Schaar Bewunderer unter meinen Fenstern, und wenn ich ausgehe, grüßt mich Alles und kommt mir freundlich entgegen, — kurz ich bin der Held von Tahiti. Und diese Wunder alle hat nur der „Carneval" bewirkt.

Lückenbüßer.

Getrost, noch mancher lichte Augenblick
Wird Dir die rauhe Pilgerschaft verschönen.
B. de la Motte Fouqué.

Miscellen.

× Nur selten ist das Glück der Tugend Preis.
Friedr. d. Große.

× Abwesenheit ist die wahre Feuerprobe, die leider oft von Liebenden nicht glücklich bestanden wird.
Dr. Rose: Goldkörner.

× Die Erfüllung der wichtigsten und an sich selbst schwierigsten Pflichten gegen die Person, mit welcher wir uns ehelich verbunden haben, muß uns zu einer freundlichen Gewohnheit und gleichsam zur andern Natur werden. Daraus entsteht für beide Gatten eine ungetrübte Zufriedenheit mit einander; darauf beruhet die gegenseitige Achtung und zuvorkommende Gefälligkeit, die sorgsame Behutsamkeit, Alles zu unterlassen oder zu beseitigen, was dem Andern irgend ein Mißvergnügen bereiten könnte.

× Ruhe ist nun einmal nicht das dauerhafte Loos des Sterblichen! Oft ist die Windstille auf dem Meere des Lebens nur die Vorbotin eines furchtbaren Orkans, der uns auf Klippen und Sandbänke wirft, wo wir in Gefahr sind, mit unserm Glück, und, was noch mehr ist, mit unsern Grundsäzen Schiffbruch zu leiden.

× Der oft gebrauchte Ausdruck „Zeitungs-Ente" stammt nach der „Indépendence belge" aus dem Werke, welches der Gartenkundige und Rechtsgelehrte Claude Duret im 17. Jahrhundert herausgegeben hat. Ein Kapitel darin handelt von Bäumen, welche lebendige Enten hervorbrächten und noch auf den Orkaden zu finden seien.

× Ein seltenes Beispiel der Dankbarkeit eines Herrn gegen seinen Diener lieferte ein Herr von Dalwigk auf Lichtenfels im Waldeck'schen. Derselbe ließ seinem verstorbenen Diener ein Denkmal sezen und darauf Folgendes schreiben:

„Tretet leise auf seinen Staub,
Die Ihr redlichen Herzens seid,
Denn er war Euch nah' verwandt.

Dieses Denkmal der geprüften Redlichkeit und Treue sezt seinem alten Jäger Johann Reißenherz dessen dankbarer Herr Friedrich v. Dalwigk." — Solch Denkmal ehrt den Herrn wie den Diener.

Raritäten-Kästlein.

⊙ Zu Lessing's Zeiten lebte ein gewisser Neumann, nicht ganz ohne alles Talent, aber ein allezeit fertiger Schriftsteller, dem es sehr kümmerlich ging. Er war von der frühesten Jugend mit Lessing befreundet. Einst hatte er eine Brochüre drucken lassen, betitelt: „Ueber Verstand und Glück," und sie Lessing zugeeignet. Als Neumann Lessing das Dedikations-Exemplar überreichte, rief Dieser ihm zu: „Mensch, wie kannst Du von zwei Dingen schreiben, die Du nie gehabt hast?"

⊙ Eine sehr kokette junge Dame hatte ein Paar junge Männer sehr plantirt. Beide fühlten sich dadurch gekränkt und beschlossen, sich zu rächen. In einer zahlreichen Gesellschaft brachten sie das Gespräch auf das Spiel, wo man zwischen zwei willkürlichen Worten, die man von zwei Personen erhält, die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit angeben muß, und der Eine fragte die Dame, ob sie das Spiel schon kenne. — „Nur vom Hörensagen," war die Antwort. — „So will ich Ihnen hier gleich ein Pröbchen geben. Was ist der Unterschied zwischen einer Uhr und einer schönen Dame, wie z. B. Sie, meine Verehrte?" — „Das weiß ich in der That nicht." — „Es liegt doch sehr nahe. Die Uhr bezeichnet uns, wie die Zeit verrinnt, und bei einer schönen Dame vergißt man ihren raschen Flug." — Sie fand sich sehr geschmeichelt und äußerte mit einem graciösen Lächeln: „Sehr galant! — „Aber, meine Gnädige," nahm jezt der Andere das Wort, „welches ist nun die Aehnlichkeit zwischen einer Uhr und einer schönen Dame, wie Sie?" — Sie schüttelte mit dem Lockenköpfchen. — „Die liegt doch sehr nahe: man zieht Beide auf und läßt sie laufen."

Räthsel.

Die Erste wohnet im Waldrevier,
Ein großes, jezt nur seltenes Thier,
Es frißt die Zweite noch lieber als Heu.
Das Ganze lieben Beamte nur,
Und haben sie's, geh'n sie auf die Flur
Und denken, die Welt ist worden neu,
Weil sie vergaßen am Aktentisch
Die Berge und Wälder so grün und frisch.

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Nummern:

Weg.

Basel, Base, Aal, Ebbe, Esel, Elle, Ball, Salbe, Allee, Babel, Abel, Sabel, Seele.

Der Erdball.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg